

nicht zur Einheit, sondern nur tiefer in die Zertrennung der säkularen Konflikte führt.

Die Empfehlungen der Sektion II an die Kirchen sind jedoch von einer erfreulichen Nüchternheit und Sachlichkeit, indem sie vor allem auf das Alltägliche und Selbstverständliche hinweisen, was in den christlichen Gemeinden am Ort zur praktizierten Kirchengemeinschaft gehört. Um nur ein paar Beispiele zu nennen: Fürbitte, gegenseitige Besuche, Solidarität im Leiden, Austausch von Personal und finanziellen Mitteln. Es wäre zu prüfen, wie es damit in den Gemeinden bestellt ist. Es wäre zugleich theologisch zu bedenken, daß diese praktischen Beziehungen von getrennten Kirchen immer schon ein Ausdruck von Kirchengemeinschaft und damit eine ekklesiologische Realität sind.

Die beschränkte Suche nach der Gemeinschaft

Zu Sektion III „Auf der Suche nach Gemeinschaft — Das gemeinsame Streben der Menschen verschiedenen Glaubens, verschiedener Kulturen und Ideologien“

VON HANS JOCHEN MARGULL

Die Arbeit der Sektion verlief zunächst ohne Aufsehen. Fernsehreporter stellten sich bei ihr nicht ein, auch für andere Berichterstatter, mit Ausnahme etwa der prüfenden idea-Korrespondenten, schien die an Mitarbeitern kleine und im Thema wohl als marginal betrachtete Sektion ohne Interesse zu sein. Die Arbeit ging auch ohne Schwierigkeiten voran. Natürlich fand man sich anfänglich aufgrund der sehr unterschiedlichen Ausgangslagen in Erfahrung und Wertung, in Hoffnungen und Ängsten auf einem Terrain, das man als babylonisch bezeichnen kann, kam schließlich aber sowohl in den drei Untersektionen als auch im Sektionsplenum überraschend zügig und konfliktarm zu dem gemeinsamen Bericht, den man ja nun einmal erstellen und der gesamten Versammlung vorlegen mußte.

Dann jedoch wurde der Bericht dieser Sektion im Plenum der Vollversammlung nach einer knapp halbstündigen nervösen Votenabfolge und einer schnellen Abstimmung an die Sektion zurückverwiesen, in seiner vorgelegten Form also abgelehnt. Das geschah an dem warmen Nachmittag des 4. Dezember 1975, unmittelbar nachdem der selbstbewußte Bericht der Sektion I zum Christusbekenntnis, sprich zur Mission, ohne Gegenstimme angenommen worden war.

Einige private und spontane Motivforschungen resultierten zwar in der Vermutung, daß eine große Zahl von Delegierten der rapiden Entscheidungsforde- rung gar nicht gewachsen und überdies mit der verhandelten Sache kaum ver- traut war, ja daß sich just an dieser Stelle erstmals der Unmut gegenüber der Struktur und der Leitung dieser nun tatsächlich nicht mehr durchschaubaren und mithin entfremdenden Vollversammlung bemerkbar machte. War es also so, daß in manchen Fällen gar nicht der Bericht der Sektion gemeint war oder in der gleichsam atmosphärischen Störung jenes Nachmittags nur insoweit ge- meint sein konnte, als sich der der Dialogsache leicht und leichtfertig anhäng- bare Synkretismusverdacht mit dem allgemeinen Konferenzunbehagen verkop- peln ließ?

Ausschlaggebend waren aber offenkundig die Interventionen des russisch- orthodoxen Bischofs Michael und des norwegischen lutherischen Bischofs Løn- ning. Michael machte geltend, daß die Kirche nur zu einer praktischen Zusam- menarbeit mit nicht-christlichen Gruppen und Kräften in sozialen Aufgaben be- reit sein könne, in theoretischer oder theologischer Hinsicht jedoch allein im Zuge von Mission und Evangelisation wirken dürfe. „Als Christ muß ich gegen das Dokument stimmen“ (Beifall im Plenum). Könnte dies unter Absehung der Moskauer Situation des Bischofs und in Ansehung von Beifall wie Abstim- mungsergebnis heißen, daß es für die Kirche einzig und auch weiterhin nur den Monolog gibt? Lønning hob auf die Kompromißgefahr ab, die dem christlichen Glauben und der christlichen Gemeinschaft drohe, und sah Anzeichen eines „geist- lichen Kompromisses“ schon in den im Bericht der Sektion genannten unter- schiedlichen theologischen Verstehensversuchen eines dialogischen Bemühens um Gemeinschaft. Dazu beschwor er die norwegische Indignation, die sich in einem inoffiziell herumgereichten Papier des Ökumeneausschusses seiner Kirche in einer Art Austrittsdrohung zeigte. Er beantragte die „substantielle Überarbeitung des Berichtes“, andernfalls er dagegen stimmen müsse, und bekam am Ende etwa Zweidrittel der Stimmen. Randreaktion eines indischen Christen: „Also sind die Kirchen doch nicht zum Dialog bereit.“

Die Sektion kam am Tag darauf erneut zusammen, um programmgemäß nach der vorangegangenen Grundsatzdiskussion Vorschläge zur praktischen Weiter- arbeit in der „Suche nach Gemeinschaft“ über den Kreis der Kirchen hinaus zu erörtern. Als Problem stellte sich natürlich zuerst die Frage nach dem Geschick des Berichtes, den die Sektion ihrer Meinung nach so ausgewogen wie möglich, nach Ansicht des Plenums jedoch nicht so klar wie offenbar nötig geschrieben hatte. Das Redaktionskollegium (drafting committee) hatte zuvor getagt und legte zwei Addenda vor. Das eine bezeichnete einige im Lichte der Plenardiskus- sion ratsam gewordene Streichungen und die notwendig gewordenen Zusätze,

darunter die explizite Sicherstellung des Skandaloncharakters des Evangeliums. Das andere war der Entwurf einer Präambel, über dessen Aufnahme zwar tagesordnungsmäßig abgestimmt wurde, der jedoch ohne die Erörterung der Frage auf den Tisch kam, was wohl präzise der Mehrzahl der Delegierten in der Plenarversammlung am Vortag theologische, frömmigkeitliche und kirchlich-institutionelle Schwierigkeiten bereitet haben könne. Da hierzu dem Redaktionskollegium die Zeit gefehlt hatte und die Sektion natürlich auch unter Zeitdruck stand, blieb wieder einmal nur der einfachste Weg, in diesem Falle im Jajastil das Echo auf die größten und darin vordergründigen Vorhaltungen. So als ob die Diskussion vor und in Nairobi das Skandalon des Evangeliums einfach übersehen, das dem christlichen Glauben inhärente und somit gar nicht wegzubringende missionarische Zeugnis ohne weiteres übergangen und das Synkretismusproblem burschikos in den Wind geschlagen hätte, wurde betuernd und somit in fast peinlicher Repetition der Verben festgehalten: „Wir stimmen alle darin überein, daß der Missionsbefehl Jesu Christi . . . weder verworfen, veruntreut, mißachtet oder kompromittiert . . . werden sollte“. Wobei es einige Mühe machte und bei einigen sicher schon Verdacht erweckte, gerade aus der Dialogerfahrung auf den in der Missionsgeschichte doch nun auch ablesbaren Mißbrauch des Missionsbefehles hinzuweisen und in den obigen Satz noch den Zusatz hineinzubekommen „noch mißbraucht werden sollte“. Auf einmal war unter dem Druck des hausbacken richtenden Plenums auch in der Sektion weitgehend die Erinnerung an diese Geschichte wie überhaupt an die Geschichte abhanden gekommen, die die Christenheit an die Suche nach Gemeinschaft und darin an den interreligiösen sowie interideologischen Dialog herangebracht hat.

Aber diese Präambel tat es dann, als am Nachmittag des 8. Dezember 1975, nach der Debatte über das Menschenrechtsproblem in der Sowjetunion, der nun revidierte und erweiterte Bericht erneut der Plenarversammlung vorgelegt wurde. Metropolit Paulos Gregorios, der Vorsitzende der Sektion, überließ die Einführung zur Wiedervorlage Dr. Olle Engström, dem Sektionssekretär. Dieser äußerte schlicht die Bitte, daß diejenigen, denen eine Dialogsituation fremd sei, doch zunächst einmal ordentlich zuhören möchten. Nicht ohne Rückgriff auf die aus der russischen und der norwegischen Kirche stammenden Interventionen verwies der Basler Präsident Jacques Rossel auf die Schwierigkeiten, die Christen in nicht-pluralistischen Gesellschaften mit der Sache des Dialogs wie überhaupt mit der Frage transkirchlicher Gemeinschaft haben. Einige Redner wandten sich gegen die Präambel und erklärten sie für überflüssig. Andere, die durch den Schock der ersten Ablehnung des Berichtes sich nun zu einer Stellungnahme gerufen wußten, berichteten von Situationen und Erfahrungen wie etwa denen in Sri Lanka (Ceylon), wobei Dr. Lynn de Silva, der dort die Gespräche

mit den Buddhisten begonnen hatte, klipp und klar sagte, welches Erscheinungsbild Jesu Christi im Zusammenhang bisheriger Mission auch entstehen konnte: „Er erschien oft nur als westlicher Gentleman, manchmal als religiöser Julius Cäsar“. Ein kritischer Einwand wurde nur von Prof. Roger Mehl vorgetragen, und zwar gegen den ambivalenten Charakter gerade des Begriffes der Spiritualität, der den meisten der Delegierten von Nairobi just ans Herz gewachsen war. Zu einer Replik auf Klarstellung und Apologie aber kam es nicht, Bischof Lønning war kurz nach seinem Rückverweisungsantrag vom 4. Dezember abgereist. Die Vollversammlung nahm nun den Bericht der Sektion III und anschließend auch die praktischen Empfehlungen an die Kirchen einstimmig entgegen.

Der Bericht samt den Empfehlungen kann nachgelesen werden, einer Inhaltsangabe bedarf es folglich nicht, einige Interpretationen können freilich zum Verständnis hilfreich sein.

Natürlich blieb der Bericht inhaltlich hinter den auf einschlägigen Konsultationen erreichten Äußerungen zurück, er ist vergleichsweise weniger problemorientiert, differenziert und präzise. Das sollte nicht verwundern und auch nicht sonderlich beklagt werden, denn es ist ein Bericht aus nur einem Stück und für manche Sektionsmitglieder gar aus nur einer Nebensache der Vollversammlung, es ist eine Anzeige aus einem auf den Weltkirchenkonferenzen erstmalig gesondert und thematisch pointiert behandelten Gebiet, und es ist eine Art protokollarischer Äußerung eines vollversammlungsgemäß recht zusammengewürfelten Kreises von mehr oder weniger ausgewiesenen und jeweils auch an- oder abwesenden Proponenten und Opponenten. Es ist also kein Bericht, den man mit einem aus der langen Tradition von Glauben und Kirchenverfassung kommenden Text vergleichen kann. Überdies tagte die Sektion während der Hälfte ihrer Zeit in Untersektionen zu den natürlich zusammenhängenden, in ihrem Zusammenhang jedoch noch nicht ausreichend verstandenen Problembereichen von Kulturen, Religionen und Ideologien, was in § 7 der Einführung vermerkt wurde, was der Leser im Blick auf die drei Hauptteile des Berichtes auch wahrnehmen wird. Daß sich angesichts der Benennungen dieser Problembereiche sowohl bei den erstmals an der Sache Interessierten als auch bei den gegenüber der Sache Besorgten zum Teil erhebliche Definitionsschwierigkeiten zeigten, braucht bei Begriffen wie „culture“ (Kultur im umfassenden Sinne), „faiths“ (Glaube im Plural?, deutsch gelegentlich hilflos: Glaubensüberzeugungen, Glaubensrichtungen usw., Religionen) und Ideologien nicht oder doch vielleicht nur mit der Erinnerung an das (um des schnellen Friedens willen erfolgreiche) Korrekturbedürfnis eines Indonesiers erläutert zu werden, der den heimischen Grundsatz der Pancasila nicht als Ideologie, sondern eben als „Staatsphilosophie“ ver-

standen wissen wollte. Freilich gab es gerade zu dem intellektuell und emotionell schwierigen Begriff der Ideologie ein vorzügliches, eigens für Nairobi erarbeitetes Papier, aber dieses war, wie es leider üblich ist und auch anderen Arbeiten als Schicksal eignet, von den meisten wohl nicht gelesen oder bedacht worden.

So muß es auch jenseits aller, freilich nicht der Lønningschen Erwartung liegen, in Nairobi zu einer runden Theologie des interreligiösen und interideologischen Dialogs zu kommen. Wo gibt es diese schon? Wo sind deren Ansätze? Wo läge der einigermaßen universale Konvergenzpunkt für die mancherlei personen- und gruppenbedingten Entwürfe im neuzeitlichen Christentum? Wo wäre eine gemeinsame und einverständlich begriffene geschichtliche Erfahrung, in der die ja immer noch eklatanten christologischen, soteriologischen, ekklesiologischen Differenzen zwischen den christlichen Traditionen, Konfessionen, Denominationen wenigstens an einem Punkt durchstoßen werden könnten? Im Libanon? Meint man denn wohl in der Tat, daß an der Dialogfrage plötzlich möglich sei, was in der Frage von Glauben und Kirchenverfassung in fünfzig Jahren ökumenischer Bewegung nicht oder doch nur international zustande gekommen ist? Wird denn plötzlich eine ökumenische Theologie der Religionen erwartet, für welche die Theologie in den einzelnen Traditionen bisher so gut wie nichts geleistet hat? Und ist man denn wohl blind für die Tatsache, daß selbst in der wissenschaftlichen Theologie kaum einer weiß, wie er einigermaßen rezipierbar Theologie und Religionswissenschaft in Beziehung setzen kann? Gewiß überziehe ich hier etwas, aber dies scheint mir doch notwendig für die Würdigung der hier angesprochenen Lage von Nairobi und der in dieser Sache anstehenden Aufgabe zu sein.

Der Bericht konnte deshalb über eine Auflistung der in der knappen und oft auch unkonzentrierten Diskussion in Anschlag gebrachten theologischen Verstehens- und Legitimationsversuche nicht hinausschreiten. Auskunft darüber findet sich in den §§ 16 und 17 des ersten Kapitels. Man erkennt dort, wie die theologische Ortung oder Beheimatung der singular gegenwartsgeschichtlichen Gemeinschafts- und Dialogaufgabe je akzentuiert, wenn auch nicht ausschließlich in der Schöpfungslehre, der Inkarnationslehre, der Trinitätslehre oder in einer Eschatologie gesucht wird, wobei man nur zynischerweise wird kommentieren können, daß die theologische Begründung ja schließlich irgendwo zu finden sein muß. Ebenso additiv konnten auch nur die Antworten auf die Frage nach dem Wirken des Christus und/oder (!) des Heiligen Geistes außerhalb des verkündigten biblischen Wortes oder des liturgisch gelebten Christentums sein, wobei einmal nur auf die Möglichkeit der natürlichen Gotteserkenntnis, zum anderen auf die glaubend erfahrene Tatsächlichkeit der Geistpräsenz außerhalb Israels (welchen Israels?) und der Kirche verwiesen wurde.

Dennoch kam es zu einem schmalen Konsensus, freilich nicht von dogmatischer Art. Man begann zu sehen, was bezeichnenderweise schon als Fortschritt bemerkbar ist, daß nämlich die sog. nichtchristlichen Religionen nicht in der Pauschalität zu betrachten und zu bewerten seien, die die Tradition der singularen Rede vom Heidentum nahegelegt und bis heute mit sich gebracht hat. Zum anderen begann man, wenn freilich auch noch nicht explizit und sicher genug, gemeinschaftlich an die geschichtliche Verstehensmöglichkeit des theologischen Problems eines christlichen sowie kirchlichen Bezugs zu der sich formierenden Weltgemeinschaft und damit an die Problematik des Dialoges heranzutreten.

Wäre man nun vor Nairobi über die zuletzt auch noch von Visser 't Hooft vertiefte Mentalität des „In keinem anderen Namen“ hinausgewachsen (im Sinne einer gegenwarts- und gegenwartskirchengeschichtlichen flexiblen und differenzierten Reflexion der gegebenen Überlieferung), hätte überdies die altmissionarische Definition des interreligiösen Dialoges, wie sie auf der Weltevangelsingesammlungskonferenz von Lausanne proklamiert worden war, nicht so schwer (andere würden sagen: nicht so gut und richtig) im Raum gegangen, so wären wir in der geschichtlichen Verstehensmöglichkeit vielleicht noch ein Stückchen vorangekommen. Soweit ich die Diskussion auch in den Untersektionen mitverfolgen konnte, läßt sich feststellen, daß doch sicher wegen der dogmatischen Gehversuche und des evangelikal-ökumenischen Hickhack niemand das Dialog- und Gemeinschaftsproblem auch an der Frage thematisierte, warum die Fünfte Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen eigentlich von Jakarta nach Nairobi verlegt werden mußte. Selbst wenn dann vorschnell oder vorlaut entgegnet worden wäre, daß gerade hierin die Untauglichkeit der Dialogbereitschaft der Christen erwiesen sei, nämlich an der Intransigenz des dortigen wie überhaupt des Islam, dann wäre doch zumindestens ein verbindlicher Eindruck oder vielleicht auch ein brauchbarer Begriff von Geschichte vermittelt worden — derjenigen Geschichte, zu der die Christenheit doch jetzt wohl sagen muß, wie sie sich zu ihr als nun offenkundige und bleibende Minderheit, dazu als religiöse Größe nicht nur einer im Ganzen westlichen Herkunft, sondern auch teils einer westlichen expansiven und aggressiven Vergangenheit usw. stellen will, um in einer solchen und eben in dieser Stunde ihrem Auftrag wahrhaft gerecht zu werden. Wer hier einfach Mission sagt und allseits entsprechend verstanden wird, spricht ungeschichtlich.

Der sächsische Delegierte von Brück warnte an einer Stelle, an der die Ahnung des Faktors Geschichte auch schon wieder zu schwinden drohte, vor der „Nabelschau“ und der sich kräftig einschleichenden „Defensivität“ und meinte damit Grund und Gefahr der be- und verklemmenden Angst vor dem möglichen Verlust von Substanz und Identität. Seine exemplarische Erfahrung und die dabei

erlebte Freiheit konnte aber nicht weiter ergründet werden, auch kam es nicht zu einer doch nützlichen und für die Christen am Ende gar heilsamen Abfragung anderer religiöser und ideologischer Gebilde nach Bestand und Grad derer Ängste um deren Identität angesichts des Zusammenstoßens und -rückens der großen Verstehens- und Überzeugungssysteme in unserer enger werdenden Welt. Warum fürchteten die Radikalen und die Wortführer der islamischen Mehrheit in Indonesien eine christliche Weltkonferenz in ihrem Gehege? Warum haben wohl herrschende marxistische Parteien und Apparate neben oder trotz ihrem gesellschaftlichen Vollendungsbewußtsein auch Angst vor einem gründlichen Gespräch mit den Christen? Und warum hat wohl dann ein Großteil der Christenheit besonders hinter den Frontlinien die Besorgnis um Substanz und Profil? Aus Ich-Schwäche? Aufgrund eines Schicks von Vorurteilen? Oder zunächst nur wegen schließlich behebbarer Unkenntnis?

Was die Sektion, wenn auch nicht die gesamte Vollversammlung unter ihrem Hauptthema „Jesus Christus befreit und eint“ hätte leisten sollen, läßt sich etwa an den zwei einschlägigen reifen Konklusionen zeigen, zu denen wir in der EKD vorgestoßen sind oder aufgrund unserer akzeptierten Geschichte geführt wurden. Die Handreichung „Moslems in der Bundesrepublik“ endet mit dem folgenden Abschnitt: „Im konkreten Vollzug christlicher Existenz geht es darum, die Situation der Moslems zu verstehen, in brüderlicher Solidarität mitzutragen und gemeinsam mit ihnen zum Besseren zu ändern. Die Christen können den Moslems das Zeugnis des eigenen Glaubens nicht schuldig bleiben. Die Sendung der Kirche an allen Orten ist es, als Gottes Werkzeug der Welt die Liebe Gottes und das Heil in Jesus Christus zu bezeugen und Männern und Frauen zu helfen, dort seine Liebe zu erkennen und zu erwidern. Dieser Verkündigungsauftrag gehört zum unveräußerlichen Wesen der Kirche. Dabei wird das Zeugnis von einer großen Offenheit und Achtung vor dem andersgläubigen Menschen, vor seiner religiösen Erfahrung und Prägung getragen sein müssen. Das gelebte Bild christlicher Existenz hat seine Überzeugungskraft in sich selbst.“ Am Ende der EKD-Studie „Christen und Juden“ heißt es: „Die für eine fruchtbare Begegnung notwendige Bezeugung des eigenen Glaubens ist durch Mängel und Fehlformen christlicher Praxis in der Vergangenheit in hohem Maße belastet. Selbst heute gibt es noch missionarische Praktiken, die gerade Juden begründeten Anlaß zu Mißtrauen bieten; sie werden jedoch seitens der Kirche entschieden abgelehnt, auch von denen, die für ein missionarisches Zeugnis gegenüber den Juden eintreten. Solcher Mißbrauch entbindet die Christen nicht von dem glaubwürdigen Bemühen, dem Evangelium gemäß Rechenschaft zu geben über den ‚Grund der Hoffnung, die in euch ist‘ (1Petr 3,15). Glaube kann nicht sprachlos bleiben.“ Die Sektion hätte also in der Wahrnehmung ihrer Befreiung auch nach der Rück-

verweisung ihres Berichtes und der damit erfolgten Stärkung ihrer bremsenden Mitglieder weiterhin zuerst an die Menschen und Traditionen denken müssen, auf die zuzugehen Christen in der Suche nach Gemeinschaft sich vornehmen möchten. Statt dessen beschränkte sie sich schließlich oder ließ sich diese Suche beschränken auf eine sich selbst vergewissernde Suche nach sich selbst.

In den beiden zitierten Texten ist das christliche Selbstverständnis nicht unterschlagen, aber so in einem Dialogkontext untergebracht worden, daß die Suche nach Gemeinschaft glaubwürdig und verheißungsvoll wird. Anders im Bericht der Sektion III der in einer gewissen, im Kern unchristlich selbstbezogenen „neuen Spiritualität“ schwelgenden Vollversammlung von Nairobi. Hier ließ man sich eine Präambel aufzwingen, statt die Vollversammlung zunächst einmal präambellos zur Ansehung ihrer und der Welt Wirklichkeit herauszufordern. Ein Nicht-Bericht wäre zwar der Harmoniesehsucht von Nairobi nicht dienlich, der Sache der Christenheit nach Nairobi aber förderlich gewesen. Dabei geriet man in das von einigen Manifesten und vielen latenten evangelikalen Kräften geknüpfte feinmaschige Netz der Präambeltheologie, aus dem wieder herauszukommen mir nur durch ein lautstarkes Zerren und Zerreißen seiner Fäden (wie hier begonnen) möglich zu sein scheint. Denn eins muß man wohl wissen, was man im Gewühle von Nairobi nicht sah oder im Flimmer der dortigen Selbstdarstellung nicht sehen konnte oder wollte, daß nämlich eine Präambeltheologie das glatte Gegenteil einer Dialogtheologie ist. Man kann nur das eine oder das andere haben. Folglich wird der Ökumenische Rat der Kirchen, nicht Genf allein, vielmehr und vor allem die Mitgliedschaft des Rates, nächstens zu entscheiden haben, was man eigentlich will. Denn die vor uns liegende und in Nairobi wahrhaftig nicht veränderte Geschichte der Menschheit wird nach unserem freundlichen Nairobi mit der harten Probe der Kommunikabilität der Kirche, also mit der Frage nach Sinn oder Unsinn ihres Lebens weitergehen und auf eine Antwort nicht mehr lange warten wollen.

Ohren- und Augenzeugen des umrissenen Vorgangs waren fünf als Gäste geladene Menschen anderer Religionen. Es waren dies Prof. Sheshagiri Rao, ein Hindu; Prof. Hewage, ein Buddhist; Rabbi Dr. Arnold Wolf, ein Jude; Dr. Harun Nasution, ein Muslim; Botschafter Dr. Gopal Singh, ein Sikh. Ihre Einladung war vom Exekutivausschuß des Rates autorisiert und vom Generalsekretär ausgesprochen worden, was einigen Vollversammlungsteilnehmern mit befremdlichen Bemerkungen zur Präsenz solcher Gäste gelegentlich klar gemacht werden mußte. Prof. Hewage besaß die Aufmerksamkeit, der Gruppe der Gäste die Abwesenheit von der Sektionssitzung anzuraten, in der wir es mit den Scherben nach der Rückverweisung des Berichtes zu tun hatten. Sonst aber nahmen diese Gäste, die in der Sektion ja auch Partner sein sollten und wollten, an

allen Beratungen teil, bekamen auf ihre Bitte hin das Wort und auch die Gelegenheit zu einer grundsätzlichen Stellungnahme. Der § 20 des ersten Teiles des Berichts zeigt, welche Funktion ihre Anwesenheit gegenüber einer leicht eintretenden Überschätzung der Christentumsgeschichte oder einer einseitigen Beurteilung der Lage finden konnte. Bei der unseligen Plenarsitzung vom 4. Dezember saßen sie nach ihrer förmlichen Vorstellung auf der Plattform, gleichsam Auge in Auge zu den Delegierten, und verfolgten die teils dialogunsichere, im Ganzen doch aber wohl dialogfeindliche Kritik an dem vorgelegten Bericht. Sie erlebten also mit, wie die in § 13 der Einführung des Berichtes angesprochene Gewißheit von der Einheit und Freiheit der Christen, von ihrer Mobilität und Diversität, samt des berufenen Vertrauens in die Führung Gottes bestenfalls übersehen, schlimmstenfalls eben nicht bejaht wurde. In der Tat konnte man sich zu schämen beginnen; einige, die bereits interreligiöse Dialoge erlebt hatten, fingen gar an, sich eine Täuschung ihrer Dialogpartner vorzuwerfen. Will man aus allem aber nun das Beste machen, dann so: Jetzt wißt ihr erneut, und wir wissen es jetzt genauer, wer wir mit unserer Rede von Dialog und Gemeinschaft sind.

Sich selbst mit den Augen der anderen sehen Ökumenische Lernprozesse im pädagogischen Feld (Sektion IV)

VON KARL ERNST NIPKOW

Bisher haben die Kirchen ihre Bildungsverantwortung innerkirchlich verstanden und eine allgemeine Mitverantwortung für die säkularen Erziehungsprobleme bestenfalls in den nationalen Grenzen ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Wirklichkeit wahrgenommen. Zwar gab es bereits seit Beginn unseres Jahrhunderts eine christliche pädagogische Organisation auf Weltebene, The World's Sunday School Association (seit 1907). Ihre Anfänge reichen auf das Jahr 1898 zurück. Diese Sonntagsschulbewegung entwickelte sich zum Weltrat der christlichen Erziehung weiter, ein Weltrat, der jedoch außer den Freunden der Sonntagsschule bzw. des Kindergottesdienstes nur wenigen bekannt war. 1971/72 hat sich der Weltrat für christliche Erziehung in den Ökumenischen Rat der Kirchen integriert. Seine Arbeit ist mit den Tätigkeiten des nach Uppsala gegründeten Büros für Bildungsfragen des ÖRK in Genf verbunden worden. Die Entschei-